

# Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 12.

Halle a. d. S., Sonntag 24. März.

1889.

Inhalt: Bozena. Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch. (Fortf.) — Napoleons Reise nach Sant-Helena. — Land- und Hauswirtschaft: Die Ursachen des epidemischen Kälbersterbens. — Erkennung der Fleischqualität bei lebenden Schweinen. — Schach. — Räthsel. — Genulleton. Mannichfaltiges: Niesen-Regenwürmer. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist untersagt.

## Bozena.

Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch.

(Fortsetzung.)

Es herrschte einige Minuten tiefes Schweigen. Die hohe, magere Gestalt des Geistlichen, die in der dunkeln Soutane nur noch düsterer erschien, hatte sich zum Fenster gewendet, wo er sich zu schaffen machte. . . . Hatten ihn die Worte des Mädchens getroffen und wollte er ihr nicht zeigen, daß auch sein Herz dem Mitleid offen war?

Seine Worte zeigten es nicht, eher das Gegentheil.

„Man lernt ja recht viel in dem Ort, wo du warst,“ sagte er mit seiner leisen, harten Stimme, „und so kann man die Zeit keine verlorene nennen. Da du alles so schön in Worte kleiden und das Dunkelfte rein waschen willst, so wirst du gewiß auch dafür einen Grund finden, warum, seit du wieder zuhause bist, du mit keinem Fuß die Kirche betreten hast, nicht einmal zur Beichte gekommen bist? Einer Sünderin, wie du, steht Reue, Demuth und Bekenntzung vor Gott und Menschen besser an, als ein derart freches, trotziges Wesen.“

„Warum ich nicht zur Kirche geh?“ sagte sie wieder ganz ruhig und ohne auf die letzten Worte zu achten? „Wie kommt ich da hinein, wo nur die Reinen und Tugendhaften weilen? . . . Ein bitteres Lächeln ging über ihr Gesicht. Wenn schon mein Athem auf der Straße verunreinigt, verpestet, wie erst . . . in der Kirche! . . . Vergiftete Pfeile sind die Blicke und Worte der Menschen für mich und ich dulde sie nur, wo ich muß.“

„Du sollst sie aber dulden!“ rief jetzt der Pfarrer mit starker Stimme und seine Hand fiel schwer auf die Schulter des Mädchens. „Du sollst sie aufsuchen, diese Messer, diese vergifteten Pfeile und sollst sie immer wieder in deinem trotzigem, sündelbelasteten Herzen umkehren; das soll deine Sühne sein.“

Mit einer Geberde des Unwillens schüttelte sie seine Hand von sich ab. „Ich bin nicht für eine solche Sühne,“ sagte sie

trotzig, „nicht für Demuth und all die andern schönen Sachen. . . Geben Sie mich verloren, Hochwürden! Was liegt auch an einer solchen verworfenen Seele, wo soviel Tugendhafte vorhanden sind?! . . . Ich bin deswegen nicht gekommen, ich bin wegen meiner Mutter gekommen, und ob ich für das Geld hier ein ehrlich Begräbniß und Glockenläuten haben kann?“

„Nein!“ schrie Pfarrer Matras und wies mit gebieterischer Geberde nach der Thür. „Nicht für dieses und nicht für tausendmal mehr. Ist deine Mutter ohne Absolution in den Himmel gekommen, so kann sie auch das andere entbehren. So lange ich hier Pfarrer bin, wird die Glocke dieser Kirche keiner Matraschel weder zu Grabe noch zu etwas anderem läuten.“

Bozena raffte das Geld zusammen und stürzte zur Thür. Als sie diese aufriß, hätte sie die Häushalterin bald umgerannt, die mit einem Schrei zurückwich, weniger darum, daß sie ertappt worden war, als über das Aussehen des Mädchens.

Bozena wußte nicht, wie sie durch die Straße, wie sie nach Hause kam. Ihr Herz war von einem brennenden Zorn und einem unmäßigen Gefühl des Hasses erfüllt. O, wer nur jetzt die Macht in Händen hätte, alles zu zertrümmern, zu vernichten, um die Flammen zu kühlen, die da im Herzen wühlten!!

So trat sie in das Haus, in das Zimmer der Todten.

Die Anstrengung des Tages machte sich jetzt erst geltend und sie hatte heute fast noch gar nichts genossen! Es war ihr zum Sterben weh ums Herz. Sie gißt an dem Bette nieder und barg das Haupt in die Kissen neben der Todten. O, wer so mit ihr hinübergehen könnte in die Ruhe, in das Vergessen. . . So allein, so allein! schrie es in ihrer Seele auf und sie rang über ihrem Haupte die Hände.

## Mannichfaltiges.

### Niesen-Regenwürmer.

In Südafrika und in Australien giebt es Regenwürmer von ungeheurer Größe. Ueber den größten derselben, welcher in Gipsland (Australien) vorkommt, hat kürzlich, wie man uns schreibt, Baldwin Spencer, Professor der Zoologie in Melbourne, einen genauen Bericht erstattet. Dieser Wurm (Megascolides australis) erreicht eine Länge von sechs engl. Fuß. Man findet ihn an den abhälligen Ufern der Creeks, sowie unter niedergetürzten Stämmen; auch wird er häufig durch den Wflug aus dem Boden geholt. Das sicherste Zeichen von der Anwesenheit des Wurmes in der Erde ist ein deutlicher gluckender Laut (gurgling sound), den das in sein Erdbloch sich zurückziehende Thier hören läßt, nachdem man mit den Füßen auf den Boden gestampft hat. Der Wurm lebt häufig an Stellen, wo der Boden vielfach von den Löchern der „Landkrabbe“, wie sie im Volksmunde genannt wird, durchhöht ist. Dieses Thier gräbt einen kleinen Gang, der in eine Kammer hinabführt, und durch diese Kammer führen zahlreich die Gänge des Wurmes hindurch. Am Eingange der Krabbenhöhle findet sich fast stets ein großer, kegelförmiger Auswurfshaufen, welcher von der Krabbe, nicht von dem Wurm herrührt; soviel beobachtet werden konnte, schafft letzterer, in Gegenlag zu unseren Regenwürmern, seine Auswürfe nie an die Oberfläche der Erde. Was er mit der außerordentlichen

Menge von Erde thut, die er beim Vorwärtstreiben durch seinen Körper gehen läßt, weiß man noch nicht. Während ferner unsere Regenwürmer Blätter und sonstige Pflanzentheile in ihre Löcher hineinziehen, ist ein Gleiches von dem australischen Niesenwurm nicht beobachtet worden.

Es ist nicht leicht, das Thier unbeschädigt aus der Erde zu ziehen. Sobald der Gang bloßgelegt ist, schiebt man den Wurm mit großer Schnelligkeit fortgleiten, wobei er oft jenen merkwürdigen gluckenden Laut von sich giebt. Hält man ihn in der Mitte fest, so treibt er beide Enden seines Körpers auf, bis sie fest gegen die Wände des Loches gepreßt sind; wenn man ihn unter solchen Umständen zerrt, so zerreiht man bloß den Körper. Die Gänge, welche einen Durchmesser von  $\frac{3}{4}$ —1 Zoll haben, sind innen mit einer schleimigen Flüssigkeit ausgekleidet, welche aus den Rückenporen des Wurmes stammt und es diesem ermöglicht, schnell vorwärts zu gleiten. Die Bewegung erfolgt in der Weise, daß der Wurm das eine Körperende auftreibt und solchergestalt sich festhält, den übrigen Theil des Körpers kräftig zusammenzieht; bei der nächsten Bewegung wird das andere Ende aufgetrieben und als Stützpunkt benützt, worauf der übrige Körper ausgedehnt wird. Dieser Wechsel der Bewegung erfolgt so rasch, daß der Wurm gleichmäßig fortzugleiten scheint. Außerhalb des Loches, wenn der Körper nicht in seiner ganzen Oberfläche mit der Erde in Berührung ist, macht das Thier keinen Versuch, sich zu bewegen, sondern liegt unthätig auf dem Boden.

In dem Orte gab es keinen, der ein anderes Interesse als das des Hasses an ihr nahm, keinen, der mit ihr verwandt war, und ob sie irgendwo eine verwandte Seele hatte, sie wußte es nicht.

Als ein noch nicht einjähriges Kind war sie mit ihren Eltern aus der Fremde hierhergekommen, woher? das wußte sie nicht und hatte es auch nie erfahren; denn ihre Eltern sprachen nie davon.

Sie konnte sich nicht erinnern, daß jemals Wohlstand im Hause geherrscht, zwar auch nicht jene nackte, hohllängige Armut, wo der Hunger aus allen Winkeln blickt, aber eine magere, beschränkte Existenz, die nur das Nothwendige erlaubt und deren große und kleine Lücken nur Sauberkeit und Zufriedenheit theilweise zu bedecken vermögen. Doch das waren noch glückliche, sonnige Zeiten, worin ihre Kindheit lag . . .

Der Vater hatte ein scheues, gedrücktes Wesen, aber gegen die Seinigen war er lieb und gut und die Mutter eine sanfte, stille Frau.

Da zogen Krankheiten ins Haus, um nie wieder daraus zu weichen. Zuerst ergriff es die Mutter und seit ihrem zehnten Jahre sah Bozena sie in ihrer Erinnerung auf dem Lehnstuhl sitzend oder an das Bett gefesselt. Der Schlag hatte sie gerührt, eine unheilvolle Lähmung war geblieben, zu der sich später ein Lungenleiden gesellte.

Nun arbeitete der Vater für zwei, und wie arbeitete er, um der Kranken jede Vinderung, jede Erleichterung verschaffen zu können! Denn an der Frau hing sein Leben.

Fünf Jahre später fing der Vater zu kränkeln an. Zuerst begann es mit den Augen, die immer trüber und trüber wurden, bis — jeder Schein erloschen war. Und noch andere Leiden kamen dazu. Nun saßen sich Vater und Mutter hilflos gegenüber und sie, die Fünfzehnjährige, trat auf den verlassenen Posten . . . Und sie konnte sich nicht erinnern, daß von da ab ihre Gebuld ermüdete, ihre Liebe nachließ . . . Sie war flink, kräftig und zu allem anständig. Zuerst ging sie auf Tagarbeit aus und brachte jeden Abend den bedungenen Lohn und das halbe Essen mit nach Haus. Als die Eltern immer hilfloser wurden und ihre Gegenwart nicht mehr entbehrt werden konnte, begann sie zu nähen und zu sticken und erlangte bald, besonders im letzteren, eine solche Kunstfertigkeit, daß sie die geschickteste Stickerin im Orte wurde.

Die Ortsbewohner hatten sich gegen sie und ihre Mutter freundlich, aber stets kalt und ablehnend gegen den Vater benehmend; in ihren Augen war er immer ein Fremder geblieben. Vielleicht trug sein scheues, gedrücktes, wortfarges Wesen, das abstoßend auf die Leute wirkte, dazu bei. Und diese Scheu, diese Zerknirschtheit vermehrte sich in seinem hilflosen Zustande und nahm einen fast krankhaften Charakter an. Er fuhr auf, wenn rasch die Thüre geöffnet wurde, und wendete mit einem starren, erschrockenen Ausdruck seine erblindeten Augen dorthin, als müsse irgend ein Unheil eintreten. Ja, nachts schrak er oft im Schlafe auf und schickte sie hinaus, um nachzusehen, ob es nicht geklopft habe und nicht jemand draußen stände. . . . Damals ahnte sie

nicht, daß es eine Schuld sein könnte, — das offenbarte sich ihr erst später . . . in der furchtbarsten Stunde ihres Lebens . . .

Das Deffnen der Thür riß Bozena aus ihren trüben Erinnerungen, sie erhob sich langsam von der Erde und stand Doktor Nawadny gegenüber. Sie sah furchtbar bleich und angegriffen aus und ihre Augen zeigten Spuren von verfloßenen Thränen.

„So ist es vorüber?“ fragte der Doktor, einen Blick von dem Mädchen auf das Bett werfend.

Bozena nickte.

„Wann ist sie gestorben?“

„In der Nacht muß es gewesen sein; ich habe sie heute morgen so im Bette gefunden, wie sie jetzt dort liegt . . .“

„Warum hast du mich nicht geholt?“

„Wozu, Herr Doktor? Sie hätten auch nicht mehr helfen können. . . . Wozu Sie umsonst bemühen? . . . Sie haben auch so schon genug gethan.“ Es lag etwas unsäglich Müdes und Erschöpftes in ihrem ganzen Wesen.

Der Doktor betrachtete sie mit einem forschenden Blicke, sagte aber nichts, sondern trat an das Bett heran und entfernte das Tuch von dem Antlitze der Todten.

„Ein stilles, ein schönes, ein heiliges Antlitz,“ sagte er leise und mit tiefer Bewegung. „Armes Weib, nun bist du erlöst!“

„Nein, Herr Doktor, eine Verworfene, eine Sünderin,“ brach es mit leidenschaftlicher Bitterkeit von Bozena's Lippen, — „der Gott in seinem Zorn verflucht hat, was er jeder christlichen Seele gönnt . . . und die darum verdammt sein wird . . . verdammt — Herr Doktor!“

„Bist du wahnsinnig geworden, Mädchen?! rief erschrocken der Doktor und trat ihr einen Schritt näher. Er glaubte wirklich nicht anders, als der Tod um die Mutter habe ihr armes Hirn verrückt.

Sie schüttelte den Kopf. „Seien Sie unbesorgt, Herr Doktor. Da oben ist noch alles in Ordnung,“ sie wies auf die Stirn, „obwohl es kein Wunder, wenn's umgekehrt wäre.“ Sie schwieg eine Weile, dann fügte sie hinzu: „Nein, ich wiederhol' nur, was mir der Herr Pfarrer eben gesagt, als ich bei ihm war, um ihn um Glockenläuten und ein ehrlich Begräbniß für meine Mutter anzugehen.“

„Du warst beim Herrn Pfarrer und um dieses Zweckes willen?“ fragte der Doktor erstaunt.

„Ja.“ Und sie erzählte, wie sie schon heute in G., wo Markt war, gewesen, ihre letzten Stickerereien verkauft, um Geld für diesen Zweck zu haben. Dann berichtete sie das ganze Gespräch mit dem geistlichen Herrn.

Doktor Nawadny's Stirn röthete sich, was bei ihm immer ein Zeichen starker Erregung war. Er schritt in dem kleinen Zimmer heftig auf und ab, murmelte vor sich hin und warf von Zeit zu Zeit einen seltsamen Blick auf das Mädchen, das abgewendet beim Fenster stand.

„Ja, ja, dieser Wolf in Schafskleidern,“ stieß er endlich zwischen den Zähnen hervor. „Der — der könnte einem den erhabensten Gottesbegriff verleiden. O, wir kennen uns, Herr

Der Wurm hat einen eigenthümlichen kreisförmlichen Geruch; wenn er verweht, so bildet sich eine ölige Flüssigkeit, welche von den Eingeborenen als Heilmittel gegen Rheumatismus verwendet wird. Das Federvieh rührt den Wurm nicht an, sei er nun lebend oder todt.

### Literatur und Kunst.

\* Die christliche Welt. Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten. Zweiter Jahrgang. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow. 1888. Vierteljährlicher Bezugspreis 1.50 M. Der Herausgeber dieser Wochenschrift, Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau (Sachsen) hat für sein Unternehmen, eine große Zahl namhafter Mitarbeiter zu gewinnen verstanden. Der Inhalt ist sehr mannigfaltig und beht sich auf alle Dinge aus, die einen Zusammenhang mit den religiösen Leben haben. Wissenschaftliche Vertiefung und Gemeinverständlichkeit reichen sich die Hand, eine ausgesprochene Parteilichkeit ist nicht zu erkennen, vielmehr wird verschiedenen Anschauungen Raum gegeben. Jede Nummer enthält „Biblisches und Erbauliches“, dann werden „religiöse Fragen“ erörtert, denen sich „geschichtliche Anlässe anschließen.“ Einen breiten Raum nimmt „Königliches und Protestantisches“ ein. Ferner folgen Abhandlungen und Nachrichten über „Evangelisch-Kirchliches“, die Heidenmission, den Gustav-Adolf-Verein und die

Diaspora, die innere Mission und Soziales, Kunst und schöne Literatur, Bücher und Schriften.

\* Liedernachweis aus dem Evangelischen Gesangbuche der Provinz Sachsen für Kirche und Schule. Von H. Wagner, Pastor. (Für den Festheil und für den festlichen Theil des Kirchenjahres, für kleinere Feste u. f. w.) Wittenberg, B. Bunschmann's Verlag 20 Pf.

\* Jussuf und Suleika. Romantisches Helbengedicht von Firdussi. Aus dem Persischen zum erstenmale übertragen von Ottokar Schlecht-Wilhebr. Wien, Karl Gerolds Sohn. Ein Werk von klassischer Schönheit liegt hier in ansprechender Uebersetzung vor, dem man zahlreiche Freunde wünschen muß. Es ist die Geschichte des Jolef der Bibel, die zwar breit, dabei aber gefällig und ansprechend, oft reizend einfach erzählt wird, gehoben durch ernste Religiosität und anmuthige Natürlichkeit.

\* Evangelien-Predigten von Franz Eberhard Kübel, Dekan in Ehlngen, Wilhelm Rath. Erscheint in 8 Lieferungen zu je 50 Pf.

\* Dem Lichte zu! Gedichte von Waldemar Collett. Hamburg, Kommissionsverlag der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. S. F. Richter), 1889.

Pfarrer Matras, schon zehn Jahre lang, die Sie hier sind und — es sollte mich eigentlich nichts mehr überraschen!"

Blöglich blieb er vor Dozina stehen. „Liegt dir denn soviel an dem Läuten?“ fragte er und er wußte es selbst nicht, daß seine Stimme fast sanft war.

„Es liegt mir daran, Herr Doktor, aber noch mehr — der lieben Todten wegen. Ich weiß, es — wär' ihr nahe gegangen, wenn — sie's vor ihrem Sterben gewußt hätt'. Und . . . auch der Leute wegen . . . möcht' ich's, ja hauptsächlich der Leute wegen . . .“ Wieder stammte ein zorniges, brennendes Weh in ihren Augen auf. „Sie soll nicht, wie eine Selbstmörderin, wie ein Schandweib in die Erde gesenkt werden, weil — weil sie meine Mutter ist.“ Ein heißes, wildes Aufschluchzen verhinderte sie weiter zu sprechen.

„Beruhige dich!“ sagte der Doktor, und legte ihr die Hand auf den Arm. „Deine Mutter soll Glockengeläute haben und in Ehren bestattet werden, das verspreche ich dir.“

Sie richtete die Augen, die voll schwerer Thränen standen,

mit einem befremdenden Ausdruck auf ihn. „Herr Doktor,“ stammelte sie, „Herr Doktor! Spotten Sie über mich?“

„Seh' ich aus, wie einer, der spottet?“ rief der Doktor fast heftig. Du kannst dich auf mich verlassen, was ich sage, wird geschehen. Deine Mutter soll ein Glockengeläute haben, wie wenn der Angelegenste und Reichste gestorben wäre. Und auch das andere überlasse mir, du könntest nur weitere Unbill erfahren. Und fürchte nichts, ich werde nichts Auffälliges thun, um vielleicht das Gegentheil von dem, was ich beabsichtige, hervorzurufen, ich weiß, wie weit ich gehen darf.“

Und der seltsame Mann hielt Wort. Er kaufte einen schönen Sarg und ließ ihn in das Haus schaffen, besorgte einen mit Ochsen bespannten Wagen, wie es unter der ärmeren Bevölkerung Sitte — Pferde hatten nur die sehr reichen Bauern vor dem Leichenwagen — und gewann für Geld zwei Dutzend armer Leute, Männer und Weiber, die der Leiche folgen sollten.

(Fortf. folgt.)

## Napoleons Reise nach Sankt-Helena.

Ueber die Reise Napoleons nach Sankt-Helena fehlt es nicht an Berichten von Augenzeugen. Die französischen Begleiter des Kaisers, welche dessen letzten Lebensabschnitt beschrieben haben, geben auch über die Meerfahrt und die während dem geführten Gespräche einige Auskunft, doch erzählen sie, wie dies in der Natur der Sache liegt, meist nur das, was der Kaiser im engen Kreise seiner französischen Begleiter verhandelte, und ihr Standpunkt ist der der begeisterten Anhänger für den gestürzten Herrscher. Die Aufzeichnungen von beteiligter englischer Seite bieten hier eine willkommene Ergänzung und sind kürzlich durch einen bisher nicht bekannten Beitrag vermehrt worden. Der Admiral Cockburn, welcher das nach Sankt-Helena segelnde Geschwader befehligte und auf dessen Flaggschiff „Northumberland“ der Kaiser untergebracht war, führte ein Tagebuch. Sein Sekretär, dem das Tagebuch theilweise in die Feder diktirt sein mochte, fertigte von den wichtigsten Abschnitten für sich eine Abschrift. Diese Abschrift wurde, nachdem der Sekretär auf Sankt-Helena gestorben war, 1824 oder 25 in dessen Nachlaß dort aufgefunden. Eine Kopie dieser Abschrift hat Herr Thomas Salfeld Borradaile erst jetzt, wie es scheint, im Nachlaß seines Vaters entdeckt; sie ist vor einigen Wochen der Oeffentlichkeit übergeben worden und betitelt sich: „Extract from a diary of Rear-Admiral Sir George Cockburn, with particular reference to Gen. Napoleon Buonaparte, on passage from England to St. Helena, in 1815, on board H. M. S. Northumberland.“ (London, Simpkin, Marshall & Co. 1888.) Aus dieser neuen Quelle macht Eduard Schulte in der Sonntagsbeilage zur „Voss. Ztg.“ folgende Mittheilungen:

Napoleon war am 25. Juni 1815, acht Tage nach der Schlacht bei Waterloo, von Paris zunächst nach Malmaison abgereist. Nach mehrtägigem Aufenthalte daselbst begab er sich über Tours, Niort und Rochefort nach der Insel Aix. Nachdem er angesichts der englischen Kreuzer den Plan einer Ueberfahrt nach Amerika aufgegeben hatte, ließ er sich am 15. Juli an Bord des englischen Schiffes „Velleophon“ bringen und ergab sich dem Kommandanten desselben, dem Kapitän Matland. Dieser führte ihn nach Plymouth. Dort wurde ihm am 6. August von den Admiralen Keith und Cockburn amtlich angezeigt, daß Sankt-Helena zu seinem künftigen Wohnort auszuweisen sei. Trotz seiner Protestationen mußte er am 7. August seine Uebersiedelung auf den zur Ueberführung hergerichteten „Northumberland“ bewerkstelligen. Mit dem 6. August beginnen die Aufzeichnungen des Admirals Cockburn.

Eine von den Verschiedenheiten, an welchen die Angaben der zeitgenössischen Autoren über Napoleon in großen wie in kleinen Fragen so reich sind, begegnet uns gleich im Eingange des Tagebuchs. Der Admiral erzählt, er habe am 7. August morgens das gesammte Gepäck Napoleons, der für ihn und in englischer Auffassung natürlich nur der General Buonaparte war, noch auf dem „Velleophon“ einer genauen Revision unterzogen. Bei dieser Gelegenheit habe er sich alle Waffen Napoleons und seiner Begleiter ausliefern lassen, und zwar, wie er wörtlich

schreibt, „aller Waffen, jeder Art“ (all the arms of every description).

Man vergleiche damit, was der General Montholon über die Entwaffnungsszene sagt:

„Nach Anweisung des Ministers der Kolonien sollten uns unsere Waffen abgefordert werden. Diese Bestimmung veranlaßte eine jener stummen, aber erhabenen Szenen, deren ganze Größe meine Feder nicht schildern kann; jeder wird das begreifen, wenn er die treue Erzählung dieses Vorganges liest. Die beiden Admirale wurden von dem Kaiser auf dem „Velleophon“ in dem Raume empfangen, der ihm als Empfangszimmer diente. Bertrand, Gourgaud und ich waren zugegen. Der Kaiser, einige Fuß vor uns stehend, schien nur noch des Abschiedsgrüßes der Admirale gewärtig zu sein, als Lord Keith, sich endlich entschließend, einen Befehl auszuführen, den er mit seiner langen und ruhmvollen kriegerischen Laufbahn mißbilligte, sich dem Kaiser näherte und in einem durch die Erregung gedämpften Tone sagte: „England fordert Ihren Degen.“ Der Kaiser legte in zuckender Bewegung seine Hand auf diesen Degen, den ein Engländer zu fordern wagte. Der fürchtbare Ausdruck seines Blickes war seine einzige Antwort. Nie war sein Gesichtsausdruck überwältigender und übermenschlicher. Der alte Admiral war wie vom Blitz getroffen; seine hohe Gestalt beugte sich, sein weißes Haupt sank auf die Brust wie das eines Verbrechers, der sich vor seiner Verurtheilung demüthigt. Der Kaiser behielt seinen Degen. Die beiden Admirale grüßten achtungsvoll und bewegt und gingen, ohne daß ein Wort den Eindruck des Feierlichen gestört hätte, unter dem wir alle standen, Engländer wie Franzosen.“

Ein dritter aus englischen Kreisen stammender Bericht erzählt, Admiral Keith habe in Gegenwart des Admirals Cockburn und eines Geschwader-Sekretärs zu einem der französischen Generale gesagt, die Fremden müßten ihre Waffen abliefern, nur der General Buonaparte dürfe seinen Degen behalten. Darauf habe der Sekretär bemerkt, es sei Befehl, daß auch der General Buonaparte entwaffnet werde. Der Admiral Keith aber habe ihm entgegnet: „Herr Sekretär, kümmern Sie sich um Ihre eigenen Angelegenheiten, nicht um die meinigen.“ So sei Napoleon im Besitz seines Degens geblieben.

Montholon erzählt ferner, den französischen Offizieren allen sei der Degen gelassen worden, nur die Schußwaffen habe man ihnen und dem Kaiser genommen.

Wenn man diese Angaben zusammenstellt und bedenkt, daß Montholon, wenn der Kaiser und seine Begleiter auch die Degen hätten abliefern müssen, sich die Gelegenheit sicherlich nicht hätte entgehen lassen, in seiner berechneten Weise über die Unritterlichkeit und Engherzigkeit der Engländer zu klagen, wenn man ferner erwägt, daß der Bericht Montholon's und der zweite englische Bericht, nach denen beiden Napoleon nicht entwaffnet wurde, aus ganz verschiedenen Quellen stammen, so ergibt sich zweifellos, daß Napoleon seinen Degen während der Ueberfahrt behalten hat. Es ist bezeugt, daß er seine Schlafkabinette nur in Uniform verließ, und die würde er, wenn man zu Schiff den Degen auch nicht immer tragen mag, nicht auch

bei feierlichen Gelegenheiten angelegt haben, wenn er den Degen nicht hätte tragen dürfen. Der Hergang ist wahrscheinlich der gewesen, daß Napoleon einer ersten Aufforderung, den Degen zu übergeben, passiven Widerstand entgegensetzte; das ist die Scene, die Montholon beschrieben und jedenfalls zu Ehren seines Helden ausgeschmückt hat. Die Admirale, denen der Befehl, Napoleon um seinen Degen zu bitten, sicherlich unangenehm war und überflüssig schien, sind dann übereingekommen, die Entwaffnung nicht zu erzwingen, sondern dem Kaiser und allen französischen Offizieren den Degen als zur Uniform gehörig zu belassen. Wenn der Admiral Coöburn von der geforderten Ablieferung aller Waffen jeder Art spricht, so hat er trotz dieses umfassenden Ausdrucks doch nur die nicht zur Uniform gehörigen, sondern im Gepäc gefundenen Schuß- und sonstigen Waffen gemeint; man müßte denn annehmen, er sei hier unabsichtlich ungenau, oder er habe in einem Tagebuche, das vielleicht doch in fremde Hände kommen konnte und wirklich kam, nicht zugestehen wollen, daß ihm ein erteilter Befehl, der übrigens noch im Wortlaut vorliegt, nur halb zur Ausführung gelangt sei.

Der Admiral Coöburn erzählt ferner, er habe bei seiner Revision 4000 Napoleons'or mit Beschlag belegt und dem Kapitän Matland zur Ablieferung an die Vorbs des Schatzes übergeben. Nur kleinere Beträge sollten dem Kaiser zur Verfügung stehen, und sie sollten auf diese Summe angerechnet und, wenn sie verbraucht sei, auf Anweisung des Admirals und später des Gouverneurs für Rechnung des englischen Schatzes gezahlt werden. Der Admiral scheint geglaubt zu haben, daß Napoleon nun über seine Geldmittel mehr verfügte; darin täuschte er sich gründlich. Wir erfahren von Montholon, daß der General Bertrand jene 4000 Goldstücke als den Inhalt der Kasette des Kaisers freiwillig ablieferte, daß aber dank der Umsicht und Gemandtheit mehrerer Begleiter und Diener weit größere Summen den Augen der Engländer entzogen und dem Kaiser zur Verfügung blieben. Die Franzosen bestellten in verschiedenen Verstecken etwa 400,000 Francs in Gold, 3—400,000 Francs Werth in Diamanten und für mehr als 4 Millionen Creditbriefe. Es sei hier erwähnt, daß England die Ehre, den Gefangenen Europa's zu bewachen, sehr theuer bezahlt hat. Alle Lebensbedürfnisse hatten damals auf Sankt Helena einen Preis, wie sie ihn heute in den Weltstädten haben. Die Kosten für die Verpflegung und Bewachung Napoleons, desentwegen zwei Regimenter auf der Insel stationirt wurden, beliefen sich jährlich auf 10 Millionen Franken.

Von der Begleitung Napoleons wurde der General Savary, der seinen Herrn gern begleitet hätte, durch die Engländer ausgeschloffen; sie hielten die Anwesenheit des ehemaligen Politgenministers wohl für bedenklich, weil sie ihm das Ausführen und Durchführen von Plänen, deren Ziel die Entweichung des Kaisers war, zutrauen mochten. Coöburn zählt die gesammte französische Begleiter- und Dienerschaft auf, die an Bord des „Northumberland“ kam. Es waren: Graf und Gräfin Bertrand mit drei Kindern, einer Dienerin mit deren Kind und einem Diener; Graf und Gräfin Montholon mit einem Kinde und einer Dienerin; der Graf Las Cases mit einem Sohne; der General Bourgaud; endlich elf Hausbeamte, Kammerdiener und Lakaien. Die künftige französische Kolonie auf Sankt Helena belief sich daher mit dem Kaiser auf sieben- undzwanzig Personen. An Bord des „Northumberland“ befanden sich im ganzen 1080 Köpfe. Am 8. August ging er, geleitet von zwei Fregatten und sieben Briggs, die wie er zum Theil auch Infanterie an Bord hatten, unter Segel.

Napoleon zeigte sich in der Lage, worin er sich jetzt befand, ruhig und gefaßt. Sein Verhältnis zu dem Admiral Coöburn war nicht unfreundlich. Zwar machte ihm Coöburn durch Bertrand bemerklich, daß die große Kajüte allen Offizieren des Schiffes zur Verfügung stehen müsse und nicht etwa dem Kaiser allein, wie dieser, der sonst nur seine Schlafkabine für sich hatte, anfangs voraussetzte; auch gebot Coöburn seinen Offizieren, Napoleon nur durch Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, nicht aber durch Abnehmen der letzteren zu grüßen, wie die Franzosen thaten, die bei keiner Gelegenheit unterließen, ihrem gefangenen Kaiser die Ehren eines Souveräns zu erweisen. Aber diese Befehle Coöburn's waren der Ausfluß der ihm erteilten Verhaltensmaßregeln, nicht etwa persönlicher Gefälligkeit, und das war den Franzosen, wie wir durch Montholon erfahren, wohlbekannt. „Coöburn,“ sagt Montholon,

„hat ein freies, zuweilen feuriges Auge. Strenge ist ihm Gewohnheit, weil er, ein Ehrenmann und guter Soldat, Ungehörigkeit, Disziplinlosigkeit und Freigebigkeit nie verzeiht. Er ist ein Mann von Herz und von gesundem Menschenverstand. Der Kaiser hätte sich ohne die Instruktionen des englischen Ministeriums nie über ihn zu beklagen gehabt. Diese freilich waren eingegeben vom Haffe und von der Verachtung gegen Menschen- und Völkerrecht.“ Die letztere Behauptung ist natürlich übertrieben.

Am 9. August erging sich der Kaiser auf dem Oberdeck, da wurde im Nebel die Küste von Frankreich auf einige Augenblicke sichtbar. Napoleon nahm seinen Hut ab und sagte in stichtlicher Bewegung: „Lebe wohl, du Land der Tapferen, ich grüße dich! Frankreich, lebe wohl!“

Die Gespräche, welche der Admiral mit dem Kaiser führte, betrafen überwiegend die großen politischen Ereignisse der letzten Zeit. Vom russischen Feldzuge, der zuerst zur Sprache kam, sagte Napoleon, er habe, wenn Moskau nicht in Brand gesteckt worden wäre, in dieser Stadt vier oder fünf Tage rasten, dann aber nach Petersburg weiterziehen wollen.

Zu der Zeit der hundert Tage bemerkte der Kaiser, er habe in Paris zu viel Rücksicht und Nachgiebigkeit für die Partei der Jakobiner gezeigt, die ihm dann doch nicht so anhänglich gewesen sei, wie er geglaubt habe. Sein Verhältnis zu den übrigen Mächten und die Stellung ihrer Armeen habe ihn gezwungen, sein Heer sofort in den Kampf zu führen, ohne daß er Zeit gefunden, die Offiziercorps gehörig zu sichten. Von den Offizieren seien manche von den Bourbonen besoldet, ihm feindlich gesinnt und auf Verrath an ihm bedacht gewesen. Er habe auf dem Marsche durch Desertion nicht einen gemeinen Mann verloren, während Offiziere beständig desertirt seien. Die Masse des niederen Volkes in Frankreich sei in jeder Hinsicht besser als die oberen Stände, sei aufrichtiger und kraftvoller. Nach oben zu nähmen die guten Eigenschaften mehr und mehr ab; schon der Bürgerstand sei wankelmüthig und dem Eindruck des Augenblicks hingegeben. In der Schlacht bei Waterloo habe Grouchy gegen die Preußen nicht so operirt wie er sollte. Doch habe er, der Kaiser, gegründete Hoffnung gehabt, die Schlacht zu gewinnen, wenn nicht die ihm feindlich gesinnten Offiziere sich die eindrechende Dunkelheit zunutze gemacht und böswilligerweise den Ruf verbreitet hätten: „Es rette sich, wer kann!“

Wir erinnern, daß der für Napoleon unglückliche Verlauf der Schlacht bei Waterloo von den militärischen Kritikern größtentheils dem Kaiser selbst insofern zugeschrieben wird, als er die Verfolgung der bei Ligny geschlagenen Preußen nicht so sorgsam betrieb und überwachte, wie er als junger General Verfolgungen zu betreiben und zu überwachen pflegte. Das Heer, das er bei Waterloo führte, wird als das beste geschildert, das er je gehabt, denn es bestand ganz aus kriegsgewohnten, ihm ergebenen Veteranen. Sein Vorwurf gegen einen Theil der Offiziere aber scheint nicht unbegründet gewesen zu sein; das Verhalten von Grouchy, Bourmont u. a. ist von Zweideutigkeit nicht ganz frei. Montholon sängt seine Aufzeichnungen an mit dem stolzen Hinweis auf das dem Kaiser zugeschriebene Wort: „Ich habe wahre Treue nur bei dem alten Adel gefunden,“ und allerdings waren unter den vier Männern, die ihm freiwillig folgten, drei aus legitimen Familien. Aber diesen Beispielen von Treue standen Tugende von Untreue gegenüber, die gerade von den Trägern legitimen Namen verübt wurden. Andererseits wird Napoleon schwerlich Glauben finden mit der Behauptung, daß die Schlacht für ihn noch zu gewinnen gewesen sei, als an jenem Juniabend das Dunkel der Nacht hereinbrach.

Wiederholt hob Napoleon hervor, daß er, indem er das Deck eines englischen Kriegsschiffes betrat, mit Sicherheit vorausgesetzt habe, man werde ihn unbehelligt in England wohnen lassen. Er würde in diesem Falle, versicherte er, ohne eine politische Rolle zu spielen, doch seinen Einfluß aufgebieten haben, um die Franzosen in Ruhe zu halten, die jetzt doch die erste Gelegenheit benutzen würden, um sich gegen die Bourbonen zu erheben. Dem Admiral wurde es nicht leicht, an ein uneigenmäliges Ruhestiften von seiten Napoleons zu glauben, und er wandte diesem ein, England habe ihn nach den Erfahrungen der letzten Jahre unmöglich als Privatmann auf seinem Boden dulden können. Der Admiral gestattete sich auch die Frage, warum Napoleon sich nicht lieber dem Kaiser von Oesterreich, als dem Prinzregenten von England ergeben habe. Napoleon

antwortete, er würde in Oesterreich wohl eine rückwärtsvolle Aufnahme gefunden haben, aber er habe es nicht über sich gewinnen können, den Kaiser Franz um eine solche zu bitten, der trotz entgegenstehender Versicherungen und trotz des Familienbündnisses Partei gegen ihn ergriffen habe. Uebrigens sei der Plan zu diesem Bündniß nicht von französischer, sondern von österreichischer Seite angeregt worden. Letztere Behauptung hat durch die spätere Forschung nur Bestätigung gefunden; dagegen ist die Angabe Napoleons unrichtig, ihm habe noch im Jahre 1808 der Gedanke an eine Trennung von seiner ersten Gemahlin Josefine ganz fern gelegen. Er trug sich mit diesem Gedanken, ihn immer weniger lebhaft abweisend, schon vor seiner Krönung.

Bei der Besprechung der Vorgänge in Tilsit scheute Napoleon sich nicht, seine Schmähungen und Verleumdungen gegen die Königin Luise zu wiederholen. Sein Benehmen gegen diese Fürstin ist einer der dümmsten Flecke auf seinem Andenken.

Von der Ermordung des Kaisers Paul von Rußland sagte Napoleon, er habe sie als einen Strich durch seine Rechnung empfunden, denn dieser Fürst, der in seiner letzten Lebenszeit die französische Politik gegen die englische unterstützte, habe ihm gegenüber sich erboten gehabt, mit einem Heere gegen die englischen Besitzungen in Indien vorzurücken. Napoleon habe eben einen besonderen Gesandten beauftragt Verhandlung über diesen Vorschlag nach Petersburg senden wollen, da sei die Nachricht vom Tode Kaiser Pauls eingelaufen.

Zu der Hinrichtung des Herzogs von Enghien äußerte Napoleon in Uebereinstimmung mit der Ansicht, die er in seinen letzten Lebensjahren stets vertrat, der Herzog sei als Verschwörer gegen Frankreich erschossen worden, und ihn zu begnadigen sei von Anfang an nicht seine Absicht gewesen. Das Gerücht, es sei eine Urkunde über die Begnadigung des Herzogs unterzeichnet, aber zu spät eingelangt worden, bezeichnete er auf Befragen als irrig.

Unter den übrigen hier verzeichneten Äußerungen des Kaisers ist noch die hervorzuheben, daß er mit dem Plane umgegangen sei, rings um Paris Festungswerke anzulegen, daß er aber aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung, welche die Anlage mit der Furcht vor dem Auslande würde erklärt haben, von diesem Plane zurückgekommen sei. Er habe es immer für zweckmäßig gehalten, der öffentlichen Meinung nach Möglichkeit Zugeständnisse zu machen; misgünstigen können habe er sie selbst auf dem Gipfel seiner Macht nicht.

Andere Gespräche betrafen die maritimen Pläne, die Napoleon zu verwirklichen gedachte, wenn er in Rußland siegreich gewesen wäre, ferner den ägyptischen Feldzug u. a.

Vom Leben Napoleons an Bord lesen wir folgendes: „Er schlief lange und kam erst nach dem Frühstück um 2 oder 3 Uhr auf das Deck. Zuweilen spielte er vor Tisch noch eine Partie Schach. Um 4 Uhr aß er mit dem Admiral und sämtlichen Offizieren und Begleitern. Er verließ die Tafel früher als die Engländer, und mit ihm erhob sich immer einer von seinen Begleitern. Nach Tisch ging er auf dem Deck spazieren und bei dieser Gelegenheit unterhielt er sich gern. Abends spielte er Bingt-un oder Whist und freute sich sichtlich, wenn er gewann. Um 10 Uhr ging er schlafen. Selten beschäftigte er sich mit Lesen. Anfangs war er einige male seetkrank. Früher im Essen und Trinken mäßig, entwickelte er auf dem Schiffe, wohl durch die Seeluft angeregt, einen dem Admiral erstaunlich erscheinenden Appetit. Cockburn fürchtete, daß das starke Essen, das lange Schlafen und die vollständige Unthätigkeit seinem berühmten Gefangenen schädlich werden könnte. Am Ende der Fahrt schrieb er jedoch in sein Tagebuch, der Kaiser sehe wohlter aus als zu Anfang; er habe Wind und Wetter schnell ertragen lernen und in dieser Hinsicht weniger Last gemacht als irgend einer der Fremden.“

Am 23. Sept. wurde unter den üblichen Matrosenscherzen die Linie passirt. Das Verhalten Napoleons bei dieser Gelegenheit ist wiederum in den verschiedenen Berichten verschieden überliefert. Cockburn erzählt: „Graf Bertrand kam im Auftrage des Generals Bonaparte zu mir und sagte, der General wünsche, wenn ich es erlaube, der Besatzung des Schiffes ein- oder zweihundert Napoleons zu überreichen, da es ja Sitte sei, beim Ueberschreiten des Äquators sich entweder gewissen Ceremonien zu unterwerfen oder sich davon loszukaufen. Ich sah in diesem Vorhaben den Versuch des Generals, mit seiner gewohnten Schamlosigkeit die Gelegenheit

zu benutzen, um sich unter den Seeleuten beliebt zu machen; und darum verbot ich das Geldvertheilen auf das bestimmteste. Ich sagte zu Bertrand, es sei üblich, sich mit einer Flasche Rum loszukaufen; auf Kriegsschiffen trete ein Geldstück an deren Stelle, und so gebe der niedere Offizier einen Thaler, der höhere eine halbe Guinee. Wolle der General Bonaparte durchaus darüber hinausgehen, so möge er etwa fünf Napoleons geben; mehr könne ich nicht erlauben. Der Großmarschall versuchte nun, mich zu überzeugen, daß der General Bonaparte bei solcher Gelegenheit doch viel mehr geben müsse als ein gewöhnlicher Offizier; hundert Napoleons seien für ihn doch wohl das Mindeste. Aber seine Beredsamkeit hatte wie gewöhnlich nicht den geringsten Einfluß auf meine Entschlüsse, und er mußte mit meinem Bescheide zu seinem Herrn zurückkehren, der klug genug war, die Sache damit abgethan sein zu lassen und auch nicht zu verrathen, daß er sich über meine Weigerung ärgere. Ich erfuhr noch, daß er die fünf Napoleons, die ich zugelassen, nicht hergab.“

Mit dieser Darstellung stehen die übrigen Berichte in unterschiedenem Widerspruch. Die Höhe der von Napoleon gespendeten Summe geben sie verschieden an, aber alle bezeugen, daß er sich freigebig zeigte. Montholon schreibt: „Das Passiren der Linie ist für die Seeleute eine Art Saturnalie. Die natürliche Ordnung der Dinge an Bord scheint verkehrt. Der älteste Matrose stellt Neptun vor. Aber dieser Neptun behandelte uns mit Achtung und Güte. Er erließ uns das Barbieren und die Taufe, und als wir ihn einzeln vorgestellt wurden, sagte er, wir hätten zu oft die Taufe des Feuers und des Ruhmes empfangen, als daß wir noch einer anderen Taufe bedürfen sollten, um seine Freunde zu sein. Der Admiral war auf dem Offiziersverdeck. Ein Matrose wurde von Neptun zu ihm geschickt, damit er den General Bonaparte sende. Der Admiral sagte lachend: „Der hat die Linie schon hinter sich.“ Der Kaiser ließ Neptun 500 Napoleons geben, und diese Erkenntlichkeit war das Signal zu einem betäubenden Hurrah und zu dem Ruf: „Es lebe Napoleon.“ Der Admiral und der Kapitän Ross, der den „Northumberland“ befehligte, wagten nicht, sich dieser königlichen Freigebigkeit zu widersetzen. Indeß fürchteten sie mit Recht die Folgen davon, da sie wußten, das Geld würde bis auf den letzten Heller vertrunken werden. Der Kapitän faßte seinen Entschluß als Mann von Geist und beglückwünschte den König der Meere wegen seines Reichthums. Aber der arme Neptun dachte an die Peitschenhiebe, welche den Betrunkenen erwarteten, und er legte die 500 Napoleons in die Hände des Kapitäns, damit er sie ihm bei Auserdienststellung des Schiffes wiedergebe unter der Bedingung, daß zugleich eine außerordentliche Vertheilung von Rum an die ganze Schiffsmannschaft stattfinde.“

Zur Würdigung dieser beiden Berichte muß man beachten, daß der Admiral Cockburn an Napoleon, wie angegeben, zwar anerkannte, daß er auf dem Schiffe wenig Last gemacht habe, daß der Admiral aber sonst nicht ungerne Veranlassung nimmt, seinem außerordentlichen Passagier etwas am Zeuge zu flicken; so stellt er ihn als einen Mann hin, der nach großen Versprechungen mit den Matrosen doch recht klug verfahren sei. Aber man darf sagen, daß Napoleon, im Gegensatz übrigens zu seiner Mutter, in Geldsachen nicht engherzig und beim Sorgen nicht geizig war. Gab er einmal weniger als zu erwarten stand, so that er es, um den Beschenken durch Erwartenlassen weiterer Gaben an sich zu fesseln, und er gab ja freilich aus Kassen, welche zum Theil von fremdem Staatsgut gefüllt wurden; aber kleinlich war er in diesem Punkte nicht, und „Geld ausgeben, ohne zu zählen“ heißt in der Ausdrucksweise der pariser charakteristischer Weise noch jetzt jouter du Napoleón. Wenn der Admiral sagt, er habe nach seinem Verbot von der Sache nichts mehr gehört, so hätte ihm das einigermaßen verdächtig vorkommen dürfen. Nachdem er zu Anfang der Reise 4000 Napoleons mit Beschlag belegt — genau genommen waren sie ihm übergeben worden — hörte er von Napoleons Gelde auch nichts mehr, und doch wurden gerade zehnmal so viel Goldstücke vor ihm versteckt gehalten. Er stand dem Neptun räumlich so fern, daß dieser, um sich mit ihm zu verständigen, einen Boten an ihn schickte; der Kapitän dagegen stand mit den Franzosen in der unmittelbaren Nähe Neptuns, und da ist denn doch wohl mehr vorgegangen als der Admiral erfahren hat. Der Kapitän hat die Gabe

Napoleons vermutlich als eine dem Admiral fernliegende, interne Schiffsangelegenheit behandelt; der Admiral jagte nur, er habe das Schenken einer großen Summe verboten, aber daß er von diesem Verbot zu dem Kapitän gesprochen, sagt er nicht; der letztere würde danach freie Hand gehabt haben. Daß Napoleon Goldstücke spendete, geben außer den Franzosen auch englische Berichte an. Wenn der Admiral das bestritt, so hat er entweder den Hergang nicht genau gefaßt oder er hat seinen Bericht, zumal da er wohl ignoriren durfte, was nach der Außerdienststellung geschah, amtlich zugefugt; es ist bemerkenswerth, daß Montholon, der das Kreuzen von Napoleons Wünschen durch Cockburn sonst erwähnt, hier von einer energischen Gegnerschaft des Admirals gegen die beabsichtigte Schenkung offenbar nichts weiß.

Am 15. Okt. ging der „Northumberland“ auf der Rhede von Jamestown auf Sankt Helena vor Anker.

Wir ergänzen den Bericht des Admirals Cockburn durch einen andern, welchen der D<sup>r</sup> War den, während dieser Reise Arzt an Bord des „Northumberland“, in Briefen niedergelegt hat, die er unterwegs und von Sankt Helena aus nach London schrieb. Sie wurden schon 1817 in London veröffentlicht, sind aber erst jetzt wieder und zwar in französischer Uebersetzung von dem Grafen Hérisson ans Licht gezogen worden in der Schrift, die er „Das Schwarze Kabinett“ (Le Cabinet noir. Paris, Ollendorff, 1887) betitelt hat. Die französische Regierung fand Mittel, Reisende, die von Sankt Helena kamen, zu überwachen und Briefe von dort aufzufangen und abzuschreiben. So kam sie gleichzeitig mit den Adressaten in den Besitz der Briefe des D<sup>r</sup> War den, und aus dieser Quelle stammt die vom Grafen Hérisson veranstaltete Ausgabe.

D<sup>r</sup> War den war zugegen, als Napoleon, von der Schiffs- wache unter präsentirtem Gewehr und mit Trommelschlag empfangen, das Verdeck des „Northumberland“ betrat.

„Er trug die Uniform eines französischen Generals, einen grünen Rock mit weißen Aufschlägen, weiße Weste, kurze weißseidene Beinkleider, weißseidene Strümpfe und Schuhe mit goldenen Schnallen. Ueber die Brust lief eine rothe Ordens- schärpe; dazu trug er einen Stern und im Knopfloch drei Orden, nämlich den der Eisernen Krone und zwei Ordens- zeichen verschiedener Stufen der Ehrenlegion. Er war bleich; man sah, daß er in der Nacht vorher nur wenig geschlafen haben konnte. Sein Haar war dunkel und man unterschied noch kein weißes Haar. Seine grauen Augen sind immer in Bewegung und erfassen alle Gegenstände schnell hintereinander. Seine Zähne sind gut und regelmäßig. Seine Schultern zeigen Ebenmaß, doch ist er etwas zu stark. Sein Gesicht ist durch seine Schönheit bemerkenswerth.“

Die Gräfin Bertrand sagte an demselben Tage zu War den: „Was denken Sie von meiner traurigen Lage? Kann man mehr zu beklagen sein? Kann ich Worte finden, um meine peinlichen Empfindungen zu schildern? Welch ein Gegensatz für eine junge Frau, die an dem heitersten und glänzendsten Hofe in Europa den ersten Rang eingenommen hat! Ich, die ich tausend Anbeter ein Lächeln von mir erwarten sah und sich rühmen, wenn sie es ergötzt hatten! Ich, die Frau des Grafen Bertrand, des kaiserlichen Großmarschalls des Palastes, sehe mich heute mit drei Kindern verurtheilt, meinen Mann in die Verbannung zu begleiten und noch dazu auf eine wüste Insel, wo die Annehmlichkeiten der Gesellschaft, alle meine Träume von Vergnügungen durch ein Gefängnißleben ersetzt werden, mit der Langeweile, die es begleiten wird, trotz der Aufmerksamkeit und Rücksichten, die man uns verspricht, und das alles in der Mitte eines grenzenlosen Oceans!“

D<sup>r</sup> War den erwiderte, man erwarte, daß sie — das Schiff lag noch vor Anker — der Erziehung ihrer Kinder wegen in England bleiben werde. Sie antwortete schlicht und natürlich:

„Warum sollte ich meinen Mann in seiner misslichen Lage allein lassen? Das wäre doch eine zu große Zumuthung für mich. Vielleicht entschließe ich mich, nach einem Jahre zurück- zugehren.“

Während der Fahrt vergnügten sich die englischen Offiziere zuweilen damit, die kleinen Bertrands durch Versprechen von vorgezeigtem Zuckerwert dahin zu bringen, daß sie riefen: „Es lebe der König, es lebe Ludwig XVIII.“ aber die beiden ältesten Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, antworteten immer mit dem Ruf: „Es lebe der Kaiser.“ War den schreibt: „Nur der jüngste Knabe wurde, in Verjuchung geführt durch den unwiderstehlichen Anblick von Bonbons, dahin gebracht, daß er rief: „Es lebe Ludwig XVIII.“ aber zu dem Rufe „Es lebe der König“ war auch er nicht zu bewegen.“

War den hörte von den Begleitern des Kaisers, daß Talley- rand während des Wiener Kongresses sich Napoleon genähert und beabsichtigt habe, sich unter dem Vorwand, die Bäder von Aachen zu gebrauchen, aus Wien zu entfernen und wieder nach Paris zu kommen. Uebrigens findet man diese Angabe in verschiedenen, von einander nicht abhängigen Quellen, und sie scheint nicht bloß auf Vermuthung zu beruhen.

Erwähnenswerth ist, daß Bertrand versicherte, von den Marschällen habe Massena am meisten Reichthümer erworben, Macdonald dagegen am wenigsten.

Mit Napoleon sich zu unterhalten, hatte War den auf dem Schiffe, wie es scheint, keine Gelegenheit. Doch sprach er ihn wiederholt in der ersten Zeit auf Sankt Helena. Napoleon antwortete auf viele Fragen sehr eingehend, aber zuweilen wurde War den ihm sehr unbequem. Eines Tages äußerte der Arzt, man habe sich in England über nichts mehr gewundert als darüber, daß der Kaiser nach Rußland gezogen sei, ehe er den Krieg in Spanien beendet gehabt habe, der ihm doch, wenn er glücklich beendet wurde, das gewährt hätte, was er in Rußland habe erreichen wollen, nämlich die Verdrängung der Engländer aus den Häfen des europäischen Festlandes. Napoleon schwieg dazu und blieb die Antwort schuldig, als War den bemerkte, die Engländer seien begierig, sein Urtheil über die kriegerischen Talente Wellingtons zu vernehmen.

Eine bei Hérisson noch angeführte Anekdote über Napoleon möge den Beschluß machen. Ein Marquis von Castellentini war einmal Gast des Kaisers Franz, und da hörte er aus dessen Munde folgendes: Kaiser Franz unterhielt sich eines Tages mit Napoleon — es kann nur im Jahre 1812 vor dem russischen Feldzuge in Dresden gewesen sein — als dieser bereits sein Schwiegersohn war. Es kam die Rede auf die französische Revolution. „Sie bereitete sich von langer Hand vor“, sagte Napoleon; „immerhin hätten sich die großen Katastrophen vermeiden lassen, wenn die Schwäche nicht den Grundzug im Charakter meines Onkels gebildet hätte.“ Als Kaiser Franz das dem Marquis erzählte, fügte er hinzu: „Ich war erst ganz verblüfft und sprachlos, bis mir nach einigen Nachdenken einfiel, daß er von Ludwig XVI. sprechen wollte.“ Es ist zu erinnern, daß die Königin Marie Antoinette, Gemahlin Ludwigs XVI., die Großtante der Erzherzogin Marie Louise war, die durch ihre Heirath mit Napoleon Kaiserin der Franzosen wurde. Gleichwohl würde die Anekdote, wenn sie wahr ist, von neuem beweisen, daß Napoleons Ur- theil durch seine ungeheuren Erfolge und durch die Schmei- cheleien der Fürsten, welche sich in Dresden zu ihm drängten, eine Trübung erlitten hatte.

## Land- und Hauswirthschaft.

### Die Ursachen des epidemischen Kälbersterbens.

Im Interesse für unsere Leser dürften die vom Herrn Wiepking-Pathhausen in dieser Hinsicht gemachten Er- fahrungen sein, welche derselbe der königsberger Land- und Forstw.-Zeitung mittheilt und die wir nachstehend wieder- geben.

Wo Kälber theils an Durchfall, theils ohne Durchfall ein- gehen, liegt wahrscheinlich doch meistens derselbe Krankheits-

zustand vor, da dem Durchfall stets Verstopfung vorangeht, und demnach der Tod an derselben Krankheit erfolgen kann, bevor der Durchfall eintritt. Am 1. und 2. Lebenstage ist darauf zu achten, daß die Entleerung überhaupt erst einmal im Gang gebracht wird, wozu das Einführen eines Fingers in die After meistens genügt.

Ob nicht auch Nabelkrankheiten ihren Grund in Nicht- entleerung des Darms am ersten Lebenstage haben können??? Unter besonderen Umständen mag ja auch die Lähme, wie

sie bei Fohlen und Lämmern öfters auftritt, bei Kälbern epidemisch vorkommen und den Tod verursachen.

Mehrere Jahre hintereinander verlor ich alle Kälber und glaubte den Grund wie gewöhnlich und meist berechtigter Weise in unregelmäßigem und unreinlichem Tränken suchen zu müssen. Da es mir aber nicht gelang, dies zu konstatieren, so glaubte ich schließlich auch an „Epidemie.“

Als im Jahre 1881 wieder alle Kälber eingegangen waren, bestimmte ich in großer Verzagttheit, daß die beiden noch zu erwartenden Kälber der Mutter zum Säugen überlassen bleiben sollten. Das geschah und die beiden Kälber gediehen prächtig.

Seither, also seit 7 Jahren, habe ich nun alle zur Aufzucht bestimmten Kälber, ca. 20 Stück jährlich, von der Kuh säugen lassen; und ist mir von diesen ca. 150 Stück Kälbern niemals eins auch nur eine Minute lang unpäßlich gewesen.

Ich lasse die Kälber 2½ Monate an der Kuh, binde sie dann an und füttere sie nur mit Heu, Hafer und Wasser, während der ersten 4 Wochen wird jedoch auch noch eine Hand voll gequetschten Weinsamens trocken unter den gleichfalls gequetschten Hafer gestreut.

Während der ersten 8 Lebenstage lasse ich Kuh und Kalb in einem abgeordneten Verschlag stehen, dann wird die Kuh an ihren alten Platz gebunden, und kümmerere ich mich sozusagen erst wieder um das Kalb, wenn das Register ein Alter von 70—75 Tagen nachweist, also die Zeit zum Absetzen bzw. Anbinden da ist. Das Kalb bzw. die Kälber springen und toben bis dahin im ganzen Stalle zwischen über 100 Stück Vieh nach Belieben umher, ohne daß jemals eins beschädigt worden wäre. Der Länge und die Quere nach geht's dabei oft über die Futterkrüppen der Kühe hinüber und bei nicht zu unfreundlichem Wetter, das auch dem Menschen das Draußensein verleiht, benutzen die Kälber jede Gelegenheit, durch eine offene Thür zu schlüpfen und sich stundenlang auf dem Hofe herumzutreiben und mit einander zu spielen. Denn sowohl draußen, als in der Stalle halten sie sich immer zusammen auf.

Nach dem Absetzen ist ein Stillstand in der Entwicklung kaum wahrzunehmen, da die Thiere schon vorher vielfach in Reich und Glied zwischen die älteren, bereits angebandenen Kälber sich stellen und von deren Futter mitfragen, ihnen also nach dem Absetzen nichts neues geboten wurde, ebenso hatten sie schon vielfach die Gelegenheit wahrgenommen, Wasser aus im Stalle umherstehenden Eimern zu trinken. Ein Fleischer bot mir kürzlich für 3½ Monate alte Kälber, also 4 Wochen nach dem Absetzen, 60 Mk., hätte vielleicht auch noch mehr gegeben, wenn ich mich überhaupt auf den Handel eingelassen hätte.

Selbstverständlich kommt diese Art der Aufzucht theurer, besonders da, wo nicht wie bei mir Milchverkauf stattfindet, sondern abgefahnte und Buttermilch zur Verfügung steht. Doch wird das meiner Ueberzeugung nach häufig oftmals mehr als ausgeglichen dadurch, daß Abgang oder auch nur zeitweiliger Stillstand in der Entwicklung niemals vorkommt.

Auch glaube ich, daß durch die in unbeschränktem Maße gebotene und reichlich ausgenutzte Gelegenheit zur Bewegung während der ersten Lebensmonate die Lungen sich derart kräftig entwickeln, daß die Thiere gegen Tuberkulose viel widerstandsfähiger werden. Vielleicht ist dies auch der Grund, daß ein Fall von Tuberkulose bis jetzt in meiner Heerde nicht vorgekommen ist.

Ich rechne, daß im Durchschnitt während der 75 Tage (dieser Termin kann auch ohne Gefahr noch um 14 Tage verkürzt werden) das Kalb pro Tag ca. 9 Liter Milch gebraucht, das Mehr wird abgemolken. Werden die Kühe besonders kräftig gefüttert, so kann man auch einer Kuh 2 Kälber zutheilen. Am sichersten erreicht man, daß eine Kuh ein zweites Kalb sofort und für die Dauer adoptirt, indem man, nachdem eine Kuh ein Kalb zur Welt gebracht, ein zweites, fremdes, wenn auch mehrere Tage älteres Kalb mit der Geburtsflechtigkeitszeit des frisch geborenen Kalbes gehörig bestreicht, dann erst das fremde Kalb und kurz darauf auch das eigene zum Becken vorlegt.

Daß die Kälber an den Kühen, die zum Milchen bestimmt sind, säugen, kommt nicht vor, das leiden die Kühe schon nicht. Höchstens bemerkt man hin und wieder, daß, wenn ein Kalb an der Mutter saugt, ein zweites fremdes von hinten an derselben Kuh stiehlt, ohne daß die Kuh dies merkt; doch ist der Nachtheil nicht groß, da die Kälber trotzdem augenscheinlich

alle gleichmäßig gut gedeihen, auch die Neigung zum Stehlen sich erst in den reiferen Wochen einstellt, wo dann bald die Zeit zum Absetzen da ist.

Gewiß findet diese Methode der Aufzucht viel Gegner, besonders seitens derer, die den Versuch noch nicht gemacht haben. Wer Glück mit dem Tränken hat, mag auch ruhig dabei bleiben. Dem aber die Kälber „epidemisch“ zugrunde gehen, und wer sich dabei nicht anders zu rathen weiß, seine Kälber aber gern behalten möchte, der versuche es, und die „Epidemie“ wird, wenn nicht in allen, so doch in den meisten Fällen sofort gehoben.

### Erkennung der Fleischqualität bei lebenden Schweinen.

Zu der „Internat. Fleischer-Ztg.“ äußert sich hierüber ein Vertreter des Fleischer-Gewerbes: „Bei lebenden Schweinen kann man die Qualität des Fleisches ziemlich sicher durch Ausfühlen und durch den Augeneinblick ermitteln, und die frankfurter Würstfabrikanten, die durch die Herstellungsweise ihres Hauptartikels, der sog. frankfurter Bratwürstchen, ganz besonders darauf angewiesen sind, auf gutes Fleisch zu halten, üben auch diese Praxis und kaufen nur solche Schweine, bei denen sie überzeugt sind, daß das Fleisch diesen Anforderungen entspricht. Ein Schwein, welches, trotzdem es fett ist, sich auf dem Rücken fest anfühlt, dicke Behaarung und einen nicht übermäßig feinen, sondern einen gedrungeneren Körperbau zeigt, wird fast ohne Ausnahme ein Fleisch liefern, wie man es sich zur Würstfabrikation nicht besser wünschen kann. Jeder eingemagten erfahrenen Fleischer kann schon bei dem lebenden Schweine vorherzagen, ob es sich leicht drühen wird oder nicht. Letzteres ist gewöhnlich bei den Thieren, welche die angegebenen Merkmale an sich tragen, der Fall, und es ist Thatsache, daß ein nicht übermäßig altes Schwein, welches sich nur schwer drüht, das beste, bündigste Fleisch und den fettesten und kernigsten Speck liefert. Auch zum Köcheln eignet sich solches Fleisch und solcher Speck viel besser, als das von mit Kraftfutter gemästeten Thieren. Letzteres verliert im Köcheln und beim Räuchern oft doppelt so viel an Gewicht, wie gute, kernige Waare, der Speck wird leicht gelb und thranig und die Schinken zäh und holzig. Solches Fleisch zu Würst verarbeitet, liefert, wie schon erwähnt, ein höchst mangelhaftes, dem Verbraucher leicht ausgelegtes Produkt. Die daraus hergestellte Dauerwürst wird leicht grau, bröcklich und äußerlich nimmt sie statt der gewünschten rothbraunen eine graubraune oder gelbliche Farbe an. Da das Fleisch durch Verdunstung des übermäßigen Feuchtigkeitsgehaltes hart zusammenschrumpft, so wird solche Würst entweder innen hohl oder die Würst löst sich vom Darminhalt, in beiden Fällen wird aber die Würst ranzig.“

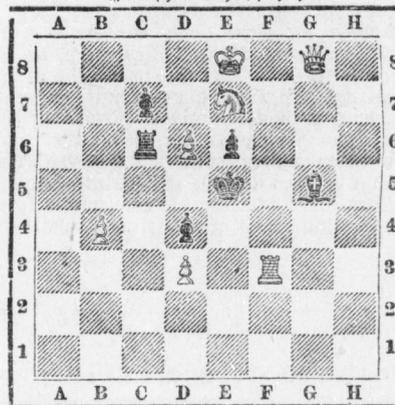
### Schach.

Bearbeiter von C. Schallopp.

Aufgabe Nr. 344.

Von B. Hülsen in Berlin.

(„Deutsches Wochensach.“)



(7+6.)

Weiß sieht an und setzt im 2. Zuge matt.

